

Der Rheinische Volkszeitung
Sonntags-Blatt
Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke
Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden
Nachdruck aller Rechte vorbehalten
Ausgegeben am
Sonntag, den 14. Januar 1917
Nummer 7
35. Jahrgang.

Sonntags-Blatt

der Rheinischen Volkszeitung

Nummer 7 Sonntag, den 14. Januar 1917 35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. Jan.: Hilarius. Montag, 15. Jan.: Paul, Einsiedler. Dienstag, 16. Jan.: Marcellus. Mittwoch, 17. Jan.: Antonius. Donnerstag, 18. Jan.: Petri Stuhlfeier. Freitag, 19. Jan.: Canutus. Samstag, 20. Jan.: Sebastian.

Zweiter Sonntag nach Epiphanie

Evangelium des hl. Johannes 2, 1-11.

In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es am Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß hielt. Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war und nicht wußte, woher das wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Die Hochzeit zu Kana! Jesus wohnt der Hochzeit bei. Was für eine Ehre für die Brautleute, aber auch was für ein Segen für sie! Wir wissen nicht, was aus den Hochzeitsleuten von Kana später geworden ist. Aber wir dürfen als sicher annehmen, daß es eine gesegnete gottbegnadete Ehe war. Denn wer mit Gott an die Familiengründung herantritt, der ist gut beraten, dessen Ehe wird auch mit Gott und in Gott weitergeführt, und wo Gott in der Familie herrscht, da ist Glück und Frohsinn, da ist Friede, Ehre und ein seliges Ende.

1. Alle Zeitungen und Zeitschriften, die nicht der Unterhaltung allein dienen, sondern ihre Leser auch erziehen und sittlich heben wollen, bringen fest Erörterungen über das Haupt: Bevölkerungsabnahme, geringe Kinderzahl. Das Uebel ist in Deutschland dermaßen erschreckend, daß die Regierungen der einzelnen Länder sich anschicken, alle Mittel, die ihnen tanglich scheinen, zu beschreiben, zu prüfen und zu empfehlen, um die große Gefahr, die unserem Vaterlande droht, zu bannen. Bisher galt immer Frankreich als der Sitz jener lasterhaften Gewohnheit der Eheleute, nur einem oder höchstens zwei Kindern das Leben zu geben. Nunmehr hat aber Deutschland seinen Nachbarn überflügelt. Die Statistik hat gefunden, daß in den letzten zehn Jahren die Abnahme der Kinderzahl in Deutschland in viel schnellerem Maße vor sich geht als in Frankreich. Das ist in der Tat eine für Deutschland höchst beschämende Tatsache. Auch die katholischen Familien sind leider von dieser Pest, wie man das Vaster nennen muß, schon

angesteckt, und wie aus dem statistischen Handbuch von Krose zu ersehen ist, bieten die katholischen Gemeinden unserer rasmatischen Heimat wahrhaft betäubende Zahlen. Wir wollen und dürfen die Tatsache nicht verschleiern, daß in unserer Diözese die Katholiken vor den Protestanten in diesem Punkte nichts voraus haben. Die Erkenntnis von der schweren Sündhaftigkeit des Mißbrauchs der Ehe ist bei unseren katholischen Familien nicht mehr in dem Maße vorhanden, wie in früheren Zeiten, und das böse Beispiel hat anstehend gewirkt.

Es werden viele Gründe angeführt, die die Eheleute bestimmen, in sinnloser Weise, entgegen dem Zweck der Ehe, die Kinderzahl auf einen möglichst kleinen Kreis zu beschränken: schlechte Erwerbsverhältnisse, die Schwierigkeit, eine große Anzahl Kinder zu erziehen, usw. In letzter Linie muß man indessen die Kindersehen der Eheleute darauf zurückführen, daß diese nicht mehr die sittliche Kraft haben, die Opfer und Entschlüssen zu übernehmen, die die Erziehung mehrerer Kinder den Eltern auflädt. Vom rein natürlichen Standpunkt betrachtet, haben die Eltern mit einem oder zwei Kindern mehr Geld, Zeit und Gelegenheit, an ihre eigene Person zu denken und viele Sorgen und Gedanken von sich fern zu halten. Das ist wohl richtig. Dieser Standpunkt ist aber unchristlich und unvaterländisch, und jene Eheleute, die nach diesem Standpunkte handeln, verfländigen sich in schwerer Weise gegen das Sittengesetz und müssen sich in der Beichte darüber anklagen.

Die Mittel, die jetzt allseits angeraten werden, um dem weiteren Vordringen jener Völkerverpest Einhalt zu gebieten, sind nicht alle geeignet, zum Ziele zu führen. Manche sind für uns Katholiken unannehmbar, da sie selbst wieder sündhaft sind. Wir Katholiken wundern uns aber, daß man auf protestantischer Seite so wenig an das Radikalmittel denkt, nämlich die Hebung und Stärkung der Gewissensverantwortung, überhaupt die Hebung der Religiosität unter dem Volke. Nur wer wahrhaft religiös ist, wer ein fleißgläubiger Mensch ist, findet den Mut und die Stärke, alle Opfer zu tragen, die mit der Erziehung vieler Kinder verbunden sind.

Damit kommen wir zum Ausgangspunkte zurück: Nur eine Ehe mit Gott kann glücklich sein. Eine Ehe ohne Gott, ohne sittliche Grundlage mag eine Zeilang auf tun, niemals aber auf die Dauer, und niemals dann, wenn die Ehe eine Probe ihrer guten Fundierung ablegen muß, bei Kreuz und Leiden. Wenn es damit seine Nichtigkeit hat, daß das deutsche Volk durch den Krieg religiöser geworden ist, dann ist nach dem Krieg wohl eine Zunahme der Kinderzahl in den Ehen zu erwarten. Beim letzten Krieg 1870/71 hat man tatsächlich diese Beobachtung gemacht. Was der Krieg angeregt hat, wollen wir aber vertiefen und gut begründen, sonst schwindet mit dem Krieg und seinen Schrecken auch der sittliche Halt und der frühere Verzicht und der sinnhafte Gang lebt wieder auf.

2. Wie sehr wünschen wir Katholiken, daß uns nach dem Kriege ganze und vollständige Bewegungsfreiheit in der Betätigung unserer Religion gelassen würde, damit wir für unser katholisches Volk alle Mittel anwenden könnten, die ihm die Religion zu erhalten und zu vertiefen imstande sind. Wir wollen als wertvolle Helfer in der Seelsorge die Ordens-

geistlichen haben, die bisher noch nicht ins Land durften. Unsere Pfarrer und Kaplanen können die sich immer mehr steigende Arbeit in der Kirche, in der Schule, in den Vereinen nicht mehr allein bewältigen. So vieles, was sich als notwendig herausgestellt hat, mußte unterbleiben, weil der Arbeiter im Weinberge zu wenige waren und diese schon schwer belastet. Wir wollen ferner für unsere bescheidenen Schwestern vollständige „Gewerbfreiheit“ haben, wenn man das so nennen darf. Es darf fernerhin nicht mehr von der Gnade der protestantischen Landräte abhängen, ob in einem Dorfe, auch in einem ganz katholischen, drei oder vier barmherzige Schwestern sich niederlassen dürfen, um dort die Kranken zu pflegen, kleine Kinder zu heilen und große Mädchen im Nähen und Stricken zu unterrichten. Wir Katholiken brauchen diese Schwestern. Wir halten sie zur Stärkung des religiösen Geistes, zur Erziehung unserer Jugend zu braven Menschen und tüchtigen Staatsbürgern notwendig, und es darf nicht wieder die empfindende Tatsache vorkommen, daß der protestantische Landrat sagt: Ich weiß das besser, was auch Katholiken not tut. Die Schwestern kommen nicht ins Dorf. Und den jungen Leuten auf den höheren Schulen soll man nicht mehr verbieten dürfen, in die Marienische Kongregation einzutreten. Diese Kongregation gilt in der katholischen Kirche als ein altes, erprobtes Mittel, unter den Gymnasiasten den rechten jugendlichen, tüchtigen Geist zu wecken und zu pflegen, damit sie mal dereinst tüchtige Beamte und führende Männer werden.

Mit den rein religiösen Mitteln, der priesterlichen Tätigkeit auf der Kanzel, im Beichtstuhl, sind die Mittel zur Hebung des christlichen Familiengutes, zur Heiligkeit der Ehe nicht erschöpft. Die moderne Seelsorge wird zu einem großen wichtigen Teil in die katholischen Vereine verlegt. Wir haben für alle Stände eigne Vereine, für die Männer, Frauen, Mütter, Jungfrauen, Jünglinge. In den Städten gibt es für große Gruppen von Erwerbstätigen eigne Vereine (Arbeiter, Gesellen, Dienstmädchen, Radnerinnen, kaufmännische Angestellte usw.), alle auf religiöser Grundlage. Und die Leiter dieser Vereine — durchweg Geistliche — sind der Meinung, daß durch diese Vereine recht erfreuliche Früchte gezeitigt wurden, daß mancher, der dem Einflusse des Priesters auf der Kanzel fern blieb, nur durch seinen Verein zu einem achtbaren nützlichen Mitgliede der Kirche und des Staates geworden sei.

Auch die Regierungen der einzelnen Staaten haben in den letzten Jahren Vereinigungen ins Leben gerufen, besonders für die Jugend, die die jungen Leute in den Tugenden fördern sollen, die für ihre Zukunft und für das Wohl des Staates nützlich sind. Die religiöse Seite soll dabei ganz ausgeschaltet werden. Das war aber ein großer Fehler, wie die Erfahrung bestätigt hat. Einrichtungen für die Jugend ohne jede religiöse Seite führen auf Abwege. Es ist pädagogisch unverständlich, wie man das verkennen kann. Die Religion ist ja die Sonne der Jugend. Religiöse Einflüsse sind die wirksamsten und erfolgreichsten, und gerade die Jugend zwischen Schulbank und Kaserne, wie weich und biegsam ist sie noch, wie kann da der religiöse Halt so ausgebaut und festgelegt werden, daß er auch den stärksten Gefahren widersteht. Wir bedauern deshalb tief, daß

solche staatlichen Einrichtungen auf Sand gebaut sind, um mit der hl. Schrift zu reden. Einen wirklichen Schutz gegen böse Jugendeinflüsse vermögen sie nur in schwachem Maße zu geben.

Die Familie zu heben, zu stärken, zu heiligen, alle ihre Glieder zu ihrer Stellung in der Familie zu festigen, zu einem Familienleben in Gott und mit Gott zurückzuführen, ist eine der vornehmsten Aufgaben unserer hl. Kirche. Der Sonntag mit dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana ist von jeher der Tag, da sie den Gläubigen ihre Belehrungen und Wünsche über das Ehe sakrament mitteilt. Es ist dann so, wie wenn Jesus, der Herr selber, sich während des Hochzeitsmahles erhebt und an die Brautleute und die Gäste eine ernste Ansprache hält. Es ist auch der Kirche Ernst mit ihren Belehrungen. Denn die Ehe ist das Fundament für Staat und Kirche. Die Ehe soll der Kirche immer wieder neue Mitglieder schenken, das Reich Gottes immer weiter ausbauen helfen. Deshalb die rührende, wahrhaft mütterliche Sorge der Kirche, daß die Ehe hoch und heilig bleibe und daß die Eheleute sich fern halten von jenen sündhaften Anschauungen und Gewohnheiten der modernen Welt, die wir oben besprochen haben.

Welches Glück und welcher Friede herrschte in unseren Familien, wenn die Grundsätze in ihnen Christi gälten, wenn Jesus so wie in Kana bei ihnen jederzeit sich zu Tisch setzen könnte!



Der hl. Einsiedler Antonius — der siegreiche Kämpfer

(17. Januar.)

Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.
1. Petr. 5, 8.

Zu denen, die die Welt verachtet, die aber bei allen wahrhaft Einsichtigen geachtet sind, die von diesen groß genannt werden, und die schließlich sich auch die Achtung vieler Weltkinder erringen, gehört auch der große Einsiedler Antonius.

Antonius wurde ums Jahr 250 zu Koma bei Galleopolis in Oberägypten geboren. Seine Eltern waren fromm und reich, an Gelegenheit und auch an Lust zur wissenschaftlichen Ausbildung fehlte es dem jungen Antonius nicht, trotzdem verschmähte es der Heilige, lesen zu lernen; so regte sich früh in ihm der Trieb der Weltverachtung. Nach einer Unsitte der damaligen Zeit empfing er erst mit 20 Jahren die hl. Taufe und übernahm dann nach dem Tode der Eltern die Sorge für eine jüngere Schwester. Als er nun eines Tages in der Kirche die Worte hörte: „Willst du vollkommen sein, dann gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!“ (Mt. 19, 21.) gab er einen großen Teil seines Vermögens den Notdürftigen, und als er dann nicht lange nachher bei der hl. Messe die Worte vernahm: „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen! Jeder Tag hat seine Plage!“ (Mt. 6, 34.) versorgte er zuerst seine Schwester, gab dann den Rest des Vermögens den Armen, bezog eine Grabkammer als Wohnung, wo er fast zwanzig Jahre seines Lebens in Buße und Gebet verbrachte. Trotz alledem hatte er gerade in dieser Wohnung des Schauers und des Todes die schrecklichsten Kämpfe mit dem bösen Geiste zu bestehen. Von allen Seiten, in allen Gestalten reizte ihn der „Mörder der Seelen von Anbeginn“. Heute malte er ihm in den schönsten Farben die unschuldigen Tage der Jugend an der Seite einer liebenden Schwester vor, um ihn wieder in die Welt zurückzulocken, morgen spiegelte er ihm die Vergnügungen der großen Welt in den verlockendsten Gestalten vor, in der Figur eines schönen Weibes zeigte er ihm den Reiz der Sinnlichkeit; dann stellte er ihm wieder vor, wie er draußen in der Welt mit

seinem Vermögen hätte unendlich mehr Gutes tun können — alles um ihn von der Stätte des Gebetes und der Kämpfe fortzubringen. Ist war es dem jungen Kämpfer, als müsse er unterliegen. Dann rief er wie von Stimmen aus: Mein Gott, wo warst du denn jetzt? Und jedesmal antwortete ihm eine Stimme: „Bei dir — als Zeuge deines Kampfes!“

Als er wieder einmal in furchtbarem Kampfe gerungen, lief er aus der Grabkammer heraus, streckte die Hände zum Himmel aus und rief: „Herr, ich möchte vollkommen werden, aber ich kann nicht, meine Gedanken verwirren und verderben mich!“ Da gab ihm der Himmel zur Antwort: „Willst du Gott gefallen, so bete, und wenn du nicht beten kannst, so arbeite: laß dein Herz und deine Hand nicht müßig sein!“

Nachdem er so zwanzig Jahre in der Einsamkeit sich vorbereitet, trat er in der Dessenlichkeit auf als Berater aller Bedrängten und Bedrückten. Doch die Liebe zur Einsamkeit wurde in ihm bald wieder wach, und aufs neue zog er sich aus dem lauten Leben der Menschen in die Stille eines verfallenen Schlosses zurück, um weitere zwanzig Jahre nur dem allsehenden Gotte zu leben.

Dann machte ihn der Herr bekannt, und von allen Seiten strömten Schüler herbei, die ihn herzlich baten, doch ihr Meister zu sein auf dem Wege des Heiles. Der Heilige willfahrte ihren Bitten, und dadurch, daß er mehrere Klöster baute und um sie herum die Einsiedler sammelte, wurde er der Vater der gemeinsam lebenden Eremiten; die Söhne des Heiligen lebten auch in einzelfestenden Hütten, kamen aber zum gemeinsamen Gottesdienste zusammen und gehörten auch insofern zusammen, als sie den Heiligen als ihren gemeinsamen Vater betrachteten. So verbanden sie die Vorteile des klösterlichen Lebens mit der stillen Beschaulichkeit der Einsiedelei. Aber auch als Vater der untergebenen Mönche war er der Tröster und Berater vieler Bedrängten und Heißbegierigen.

Unterdessen erhob sich eine grausame Christenverfolgung unter dem Kaiser Maximin. Auch in Alexandrien wurden die Christen auf alle Weise geduldet und verfolgt. Da eilte Antonius aus der Wüste herbei und stand den Christen bei in den Gefängnissen, vor den Richterstühlen und auf den Richtplätzen. Trophem geschah ihm kein Leid. Als die Verfolgung zu Ende, kehrte er zu seinen Brüdern zurück.

Der Ruf seiner Heiligkeit war in alle Welt hinausgedrungen. Als Kaiser Konstantin der Große später von ihm hörte, schrieb er einen Brief an ihn, wo er sich und seine Söhne dem Gebete des Heiligen empfahl. Erst wollte Antonius gar nicht antworten, als aber seine Schüler ihm vorstellten, es sei der guten Sache nur förderlich, wenn er dem Fürsten eine Antwort zukommen lasse, so schrieb er denn, es freue ihn, daß er, der Herrscher eines großen Reiches, Christus bekenne, er solle sich aller Ungerechtigkeit enthalten, mild herrschen, gegen die Armen gütig sein und stets bedenken, daß Jesus Christus der wahre König aller Könige sei.

Es hatte sich der Arianismus erhoben; er gab vor, Antonius sei seiner Meinung. Sobald der Heilige davon hörte, eilte er nach Alexandrien, um seinen Glauben an den Heiland zu bekennen. Das Bekenntnis dieses bekannten Mannes, zu dem Heiden und Christen voll Achtung, ja voll Verehrung emporschaute, wirkte wie ein reinigendes Feuer, das alles unreine fortnimmt und das Gute und Beste in neuem Glanze erstrahlen läßt. Der Glaube an Jesus Christus als Gottessohn war gefestigt, die Liebe zum Erlöser schlug hoch in allen Herzen.

Antonius lehrte, nachdem er ein herrliches Zeugnis für seinen Herrn abgelegt, in die Ebnide zurück. Er fühlte sein Ende nahen, deshalb beschloß er, sich von seinen Söhnen zu trennen, um allein den Tod zu erwarten, wie er auch allein den Weg zur sittlichen Vollendung angetreten. Nur von zwei Schülern begleitet, zog er auf einen Berg; in des Himmels Nähe wollte er des Himmels Ruf vernehmen. Als er merkte, wie des Todes eiserne Hand ihn berührte, sagte er zu den weinenden Schülern: „Still, meine

Söhne, lebt wohl! Euer Vater geht den Weg aller Väter, folgt dem Rufe des Herrn.“

So starb er am 17. Januar 356, Hundertfünfzig Jahre alt.

Sein Leichnam wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch in aller Stille, an einem unbekannten Orte beigesetzt. Später — nach zweihundert Jahren — wurde er wunderbarer Weise aufgefunden und erst in Alexandrien, dann in Konstantinopel, beigesetzt. Jetzt ruhen seine Reliquien zu Arles in Frankreich.

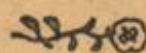
Sehr oft ist von christlichen Malern der hl. Antonius im Gebänge der Versuchung dargestellt. In der Kraft des Kreuzes Christi überwindet er alle höllischen Anfälle. Insofern kann er auch uns ein Vorbild sein. Versucht werden ist das Los aller wahren Gottesstreiter. Nach dem heiligen Jakobus sollen wir uns sogar freuen, wenn wir in mannigfache Versuchung fallen. Wir brauchen ja nie der Versuchung zu unterliegen, nur müssen wir uns im Kampfe auf die allmächtige Gnade Gottes stützen und festen Willens den Kampf aufnehmen. Dann wird auch bei uns die Versuchung nur ein Anlaß des Gewinnes und zwar ewigen Gewinnes.

Versucht, bewährt:

Gekämpft, geehrt,

So wird die Seele stark und ewig froh.

P. S. B., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Begriff der Freigebigkeit:

„Nicht ändern! Bitt ich dich auf meinen Knien
Schon helfen wollen, ernstlich helfen wollen
Nicht dich die Not vor deinen Augen mildern,
Und zaubert dir den Menschen hin, denn du
Zu helfen kommst! Und tust du, tust du alles,
Was dir zur Hand ist, was in deiner Macht steht,
So ist dir wohl, so fühlst du dich gelabt.“

(Schefer.)

So mahnt der Dichter zu ganz allgemeiner Betätigung der Freigebigkeit. Und in der Tat, ein Herz, das wahrhaft freigiebig ist, dem Geben ein Bedürfnis ist, wird sich überhaupt in Ausübung seiner Tugend nicht binden lassen; wo ein guter Zweck nach Unterstützung ruft, wird der Freigebige ein offenes Ohr haben.

Jegendswo wird eine Kirche gebaut; die Verhältnisse sind derartig, daß der Bau unumgänglich notwendig ist; die Leute aber, die am Platze wohnen, sind wirtschaftlich nicht in der Lage, die ganze Baulast zu tragen — da hat der christliche Freigebige Gelegenheit, von seinem Ueberflusse zu geben. Und selbst wenn er keinen Ueberfluß hat, wird er nach seinem Vermögen beisteuern. Auf recht einfache und verdienstliche Weise kann einer freigiebig sein, wenn er dem Bonifatiusverein beiträgt. Dieser Verein hat sich die Aufgabe gestellt, den Katholiken, die in einer übermäßig andersgläubigen Umgebung wohnen, zu helfen, daß sie auch dort ihren religiösen Pflichten nachkommen können, besonders auch durch Beschaffung würdiger Gotteshäuser. Wie unwürdig oft gerade die Versammlungsorte der Katholiken in der sogenannten Diaspora sind, kann nur der vollkommen begreifen, der selbst an Ort und Stelle einem Diaspora-Gottesdienste beivohnt. Und gerade die Katholiken, die in geordneten Verhältnissen wohnen, die nicht nur die Kirche, wie man zu sagen pflegt, vor der Tür stehen haben, die auch ein schönes, würdiges Gotteshaus haben, sollten schon aus Dank gegen Gott für solch bequeme Wege zur Erfüllung der religiösen Pflichten, dem genannten Vereine beitreten. Und sie sollten auch infolge der Kriegsoffer nicht das kleine Opfer in dieser Richtung scheuen! Ich kenne einen Bauern, der für alle Bauten, die in der Berliner Diaspora aufgeführt wurden, sein Scherlein beitrug; die meisten Menschen seiner Umgebung sagten, er gebe zuviel; das Vermögen ging in der Tat eher zurück als voran. Als dieser Bauersmann gestorben war, übernahm der älteste Sohn das Vermögen. Wenn er auch nicht in demselben Maße wie der Vater

zu den Kirchenbauten der Diaspora beisteuerte, so verschloß er doch auch keineswegs seine Hand. Allen aber fiel auf, daß er ganz auffällig Glück in allen seinen Unternehmungen hatte, und oft sagte dieser freigebige Sohn eines freigebigeren Vaters: „All mein großes Glück verdanke ich der großen Freigebigkeit meines Vaters, er sollte den Segen seiner Freigebigkeit gegen bittende Kirchenbauer ganz im Himmel empfangen; gleichsam der Ueberfluß dieses Segens kommt mir zu: für das, was ich selbst tun kann und tue, hoffe auch ich den Lohn im Jenseits zu erhalten.“

Einmal sagte mir jemand: „Ich gebe nichts für den Bonifatiusverein, weil er da und dort — er nannte zwei Namen — viel zu groß und schöne Kirchen gebaut hat.“ Ich konnte den Vorwurf, den er damit dem Vereine machte, ganz leicht zurückweisen. Welche Orte kannte ich, es sind Industriestädte, und die Kirchen liegen gerade in den Stadtteilen, die stark in der Entwicklung stehen; auf jeden Fall sind die beiden genannten Kirchen in zehn Jahren eher zu klein als zu groß. Daß sie auch geschmackvoll und schön gebaut sind, wird ein gläubiges Gemüt leicht begreiflich finden. Aber auch einer, der diese gläubige Auffassung nicht hat, wird den gequälten Menschen, die während der ganzen Woche in düsternen, rüßigen Häusern arbeiten, für ihr Sonntagsfründchen, das der Seele dienen soll, ein freundliches Plätzchen gönnen. Ganz abgesehen davon, daß die Stellung der Katholiken gerade in den modernen Großstädten geschmackvolle Kirchenbauten geradezu fordert, daß selbst die Stadtverwaltung und die Regierung bei der Baubewilligung die gleiche Forderung stellt.

Das Leid, das den Menschen aller Lebensalter und aller Lebensstellungen packt, ist so mannigfaltig; aber auch die Liebe, die dies Leid zu mildern sucht, äußert sich in tausend Formen. Und da die Liebe erfindend ist, so sehen wir, wie sie in täglich neu entstehenden Gestalten sich äußert. Waisenhäuser, Krankenhäuser, Armenhäuser: so heißen die großen Kategorien dieser Hilfsanstalten, die sich wieder in Häuser spezialisieren, wie sie die Mannigfaltigkeit der menschlichen Gebrechen verlangen. In all diesen Anstalten ist die barmherzige Liebe tätig — aber ohne die Unterstützung der Begüterten kann sie ihre Aufgaben nicht erfüllen, ohne diese Unterstützung können solche Anstalten menschlichen Elends weder gebaut noch unterhalten werden. Da hat die christliche Freigebigkeit ein weites Feld für ihre Betätigung. Und der Krieg, unter dem die ganze Welt sich quält und abhärmt, hat das Feld für die Ausströmungen der christlichen Freigebigkeit schier unermesslich gemacht. Wer hat, der sollte nicht zurückstehen, sollte geben und lindern, sich selbst und andere selig machen.

Doch nicht alle können geben von irdischer Gabe, nicht alle können geben, was der Leib fühlt. Aber in einem können alle freigebig sein — in der Spendung echten, wahren Trostes. Und gerade der Krieg schlägt Wunden, die nur ein tröstendes Herz heilen kann. Ueber die Bedeutung und Anwendung eines solchen Trostes schreibt so schön eine Frau, die ihn soviel gesendet, obgleich sie des Trostes oft selbst so bedürftig war — Wilhelmine von Dillern schreibt: „Man meint immer, für ein großes Unglück brauche es auch einen großen Trost; — aber das ist nicht wahr! Je ärmer ein Mensch ist, desto mehr Wert hat ihm die kleinste Gabe, und je unglücklicher er ist — der kleinste Trost! Dem Reichen, der Tausende verlor, jedoch noch Tausende besitzt, ist es kein Trost, wenn ihm ein Goldstück geschenkt wird; aber dem Armen, der nichts mehr hat, dünkt es ein Vermögen. Dem rüstigen Landwirt, dem ein Hagel sein Feld zerschlug, ist es kein Trost, wenn man ihm eine Blüte bringt; — aber in der schwülen Dachkammer eines Kranken bereitet sie Freude und Entzücken. Wir fragen oft bei einem von schwerem Unglück Betroffenen, was ihm die Kraft gab, es zu überleben? Nichts anderes als jene kleinen Tröstungen, die eben nur der wahrhaft Unglückliche kennt.“

Besonders wenn Gott die Gabe schenkte, mit Frucht Trost zu spenden, der sollte mit diesem himmlischen Geschenk nur recht freigebig sein!

Uebrigens muß nichts mehr mit Diskretion und klugem Abwägen gesendet werden, als Trost.

Da gilt, was Otto von Leizner schreibt: „Trösten ist eine Kunst des Herzens. Sie besteht oft nur darin, liebevoll zu schweigen und schweigend mitzuleiden.“

Daß es dann zum Begriffe der christlichen Freigebigkeit gehört, daß man nur mit seinem Vermögen freigebig sein darf, ist so selbstverständlich, daß man nur auszusprechen braucht, um einzusehen, wie richtig das ist. Denn das herzugeben, was einem garnicht gehört, ist offenbar eine Ungerechtigkeit, und eine solche kann niemals die Grundlage einer Tugendübung sein. Das ist im allgemeinen klar. Und doch gibt es Fälle, die erwähnt werden dürften. Wenn ein Diensthote mit mildem Herzen und offener Hand von den Gägeln seiner Dienstherrschaft nimmt und es den Armen gibt wider den Willen des Herrn, dann übt er keine Tugend, sondern begeht eine Ungerechtigkeit. Wenn er allerdings aus Erfahrung weiß, daß seine Herrschaft nichts dagegen hat, wenn den Armen von ihrem Ueberflusse gegeben wird, dann übt eine solche Herrschaft stillschweigend durch die Hand ihres Dieners oder ihrer Dienerin die Tugend der Freigebigkeit, vorausgesetzt, daß sie als christliche Herrschaft diese Gesinnung hat. Aber auch der Diensthote, der in christlicher Gesinnung sich zum Werkzeuge der Freigebigkeit macht, wird den Lohn der Frei-

gebigkeit erhalten und das umso mehr, als sie mit tugendhaftem Herzen gibt.

Ähnlich ist auch das Verhältnis bei Kindern den Eltern gegenüber; obwohl ja ein Kind nicht so leicht den Eltern gegenüber ungerecht wird in diesem Punkte. Und der Fall ist mehr als einmal vorgekommen, daß ein mißbrütiges, freigebiges Kind durch seine barmherzige Liebe einem harten Vater die gütige Gnade des Himmels verdient.

Das ist der Begriff der christlichen Freigebigkeit! Zum Geben bereit und von dem Seinen, dem Ueberflusse geben, wo die Not es fordert — in Rücksicht auf den, der da gesagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ Daß der Mensch so dem Menschen helfe!

Ihre ganze Liebenswürdigkeit aber strahlt die Tugend der Freigebigkeit erst dann aus, wenn sie die äußere Gabe gibt mit liebendem Herzen, wenn der Geber dem Armen nicht zeigt, daß er gibt, nicht merken läßt, daß er Dank will, wenn nach der Schriftworte die Linke nicht weiß, was die Rechte tut. Dann ist die Freigebigkeit eine Saat, die hier unten ihre Wurzeln schlägt, die droben aber erst die vollen Früchte trägt. Doch vom Segen dieser milden Tugend soll ein andermal die Rede sein.



Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Blank.

Nachdruck verboten.

Hans Schrönghammer stand ihr gegenüber: „Bekomme ich nun keinen Lohn für meine Arbeit?“

„Was willst du?“ fragte Martha Holländer mit gequälter Stimme. Sie wußte aber, was er fordern würde. Und dennoch wollte sie es nicht wissen. Seit sie den ersten Kuß von seinen Lippen verspürt hatte, fühlte sie nur ein Grauen davor, ohne daß deshalb nochmals der Gedanke hätte erwachen können, diese Verbindung zu zerstören.

Einen hatte sie nur geliebt! Dieser eine durfte ihr nicht gehören. Niemals! Ob sie nun Hans Schrönghammer oder einem anderen gehörte!

Und sein Arm zog sie an sich. Sie aber schloß wieder die Augen, da sie seinen Atem ihre Wangen streifen fühlte.

„Warum machst du stets die Augen zu, wenn ich dich küsse?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du sollst mich dabei ansehen!“

„Ich kann es nicht. Quäle mich nicht. Ich sagte dir doch, du müdest erst Geduld haben.“

„Das ist doch kein unbescheidenes Verlangen. Versuche es nur! Sieh mich an und küsse mich!“

Er beugte sich über ihr Gesicht. Und sie horchte ihn an, seine schwarzen glänzenden Augen: die Lippen waren heiß. Die Augen eines Raubtiers! Das war ihr ganzes Denken. Und erschauernd schloß sie die Augen wieder. Ob sie recht gehandelt hatte? Zum ersten Male empfand sie dabei eine Unsicherheit über ihren eigenen Entschluß.

Auf der Zunge von Hans Schrönghammer lag schon eine heftige Entgegnung; aber er beherrschte sich und ging dann, ohne sie laut werden zu lassen.

Als er dann allein die Treppe herunterging, da hatte er die Rechte geballt und über seine Lippen zischten die hastenden Worte:

„Ich irre mich nicht! Jemand ein anderer ist zwischen uns — nicht der Tote! Den fürchte ich am wenigsten! Tote sind machtlos. Aber wenn ich erst ein Recht gewonnen habe, dann werde ich mein Recht auch zu fordern wissen.“

Für Martha Holländer verstrichen die Tage in qualvoller Verlassenheit, in der sie nur von der steten Ungewißheit in Ernst Bernz Schicksal verfolgt wurde. Davon war sie nun überzeugt, daß sie ihn nun von jedem Verdachte befreit haben mußte, daß dies durch ihr Opfer geschehen war. Eine Anzeige der in aller Stille erfolgten Verlobung hatte sie auch an die Adresse des Kommissärs Weber gesandt.

Wo mochte der so ferne Weisende sein? Ob seine Gedanken sie ebenso suchten, wie die ihren ihn immer suchten? Er hatte ja mit dieser Flucht auch schon seiner Liebe entsagt. Am furchtbarsten aber waren für Martha Holländer stets die Nächte; in der stillen, schweigenden Dunkelheit konnte sie ihren Gedanken nicht mehr gebieten, denen sie überallhin nachfolgen mußte, wohin sie von ihnen getragen wurde. Und die Nächte waren es auch, die die Wangen so blaß und eingefallen gemacht und die Schattenringe unter ihre dunklen Augen gezeichnet hatten.

Am nächsten Morgen wollte sie eben in das Frühstückszimmer gehen, um dort die Aufstellungen des Notars durchzusehen, die dieser von dem Vermögen und den Besigungen ihres Vaters gemacht hatte. Es waren dies eine Reihe der Angaben, denen gegenüber sie gänzlich verständnislos war, Bemerkungen über laufende und fällige Wechsel, Hypotheken, Bankgelder und ähnliche Feststellungen, die eine genaue Vermögenslage des Toten liefern sollten, dessen einzige Erbin Martha Holländer war. Da meldete das Mädchen einen Besucher, den Martha Holländer am wenigsten erwartet hätte: Kommi für Weber.

„Ich lasse bitten!“

Dann blieb sie vor ihrem Schreibtische stehen, stützte sich zurückgreifend mit beiden Händen an der Schreibtischplatte und horchte auf das Näherkommen von Schritten. Was wollte der Kommissär von ihr?

Hatte sie ihm ihre Behauptung, die Ernst Bernz retten mußte, nicht auch bewiesen?

Schon war das schlafende Gleiten von Schritten zu hören. Kommissär Weber war eingetreten; mit einer sehr höflichen Verbeugung begrüßte er Martha Holländer, der es dabei aber doch schien, als lauerte in seinem bageren, schärfgeschnittenen Gesichte ein verstecktes Lächeln. Sie bot ihm einen Stuhl, den er auch annahm, nachdem sie sich selbst an den Schreibtisch gesetzt hatte. Und auf ihre Frage antwortete der Kommissär:

„Sie hatten verlangt, ich möchte Sie von jedem Resultate in jener Angelegenheit des gewaltsamen Todes Ihres Vaters verständigen.“

Martha Holländer nickte nur.

„Gestern ist nun eine Verhaftung erfolgt, die Aufsehen erregen wird und auch bald die endgültige Lösung bedeuten dürfte.“

„Eine — Verhaftung?“

Beide Hände von Martha Holländer umspannten die Stuhllehne.

„Ja! In Frankfurt am Main wurde der Ingenieur Ernst Peruz verhaftet.“

Da war sie aufgesprungen.

„Das — das ist doch nicht möglich!“

„Gewiß!“ Auch der Kommissär war aufgestanden. Es ist Ihnen in manchen Aussagen ein Zerknürten unterlaufen, weshalb ich gezwungen bin, nochmals mit Ihnen zu sprechen. Ernst Peruz erklärte bei seiner Festnahme, er sei allein von Ihnen weggegangen und habe das Arbeitszimmer Ihres Vaters aufgesucht. Er sagt das Gegenteil Ihrer Behauptungen aus. Wie erklären Sie das?“

Aber Martha Holländer konnte nicht sofort antworten; sie mußte erst Fassung gewinnen, sie mußte erst alles begreifen. Er war verhaftet! Und er hatte selbst erklärt, daß er den Toten aufgesucht hatte! Aber dann war er doch verloren! Dann hatte er die Tat selbst eingestanden? Und mit langsamem Stimm, als müßte sie dabei Wort um Wort ihrer Entgegnung prüfen, antwortete sie:

„Vielleicht habe ich mich geirrt? Es mag am vorhergegangenen Tage gewesen sein.“

„Glauben Sie, daß der Verhaftete mit Absicht darüber die Unwahrheit gesagt haben dürfte?“

„Nein!“

„Nun erklärte er aber, er habe bei Bernhard Holländer, Ihrem Vater, nach einem vorausgegangenen Einverständnis um Ihre Hand angehalten. Dies widerspricht jedenfalls Ihren Angaben.“

„Das — das hat er gesagt?“

„Ja!“ riefte der Kommissär.

„Es ist so!“

Dieses Zugeständnis war kaum wie ein Hauch über ihre Lippen gekommen.

„Sie hatten ihn also nur retten wollen, retten vor Erklärungen, die er freiwillig eingestanden hatte. Es war also kein guter Dienst, den Sie ihm damit erwiesen hatten.“

Martha Holländer hatte nicht mehr die Kraft, zu widersprechen; ihre Gedanken konnten nur das eine fassen: Er selbst hatte alles verraten. Das mußte sie ja nicht, daß Ernst Peruz trotz dieser Geständnisse seine Schuldlosigkeit behauptete. Und der Kommissär stellte eine bestimmte Frage:

„Sie hatten erst das Zimmer Ihres Vaters aufgesucht, als Ernst Peruz bereits fort war?“

„Ja!“

„Hatten Sie etwa sein Fortgehen bemerkt?“

„Ich hatte es vom Fenster aus gesehen.“

„War Ihnen dabei etwas aufgefallen?“

Martha Holländers Mut war gebrochen: ihre Kraft war gelähmt; was konnte sie noch helfen, da er selbst gesprochen hatte? Und sie antwortete:

„Er schien sehr erregt.“

„Waren Sie auf diese Beobachtung hin nach dem Zimmer Ihres Vaters gegangen?“

„Ja!“

„Sofort?“

„Nein! Ich hatte mich nicht sogleich entschließen können.“

„Dort haben Sie dann den Erschlagenen vorgefunden?“

„Ja!“

„Ihre gegenteiligen Angaben haben Sie also nur gemacht, um Ernst Peruz vor einer Verfolgung zu schützen?“

„Sie senkte nur leicht den Kopf und schwieg.“

„Sie wußten also sofort, wer die Tat begangen haben mußte.“

Da wurden alle Empfindungen in ihr laut; und diese Gefühle drängten sich in den einen Ruf, der fast wie ein Hilfschrei klang:

„Aber er ist kein Mörder!“

Je mehr sich die Erregung Martha Holländers steigerte, desto sicherer wurde die Ruhe des Kommissärs.

„Sie wollen damit erklären, daß er nicht die Absicht zu töten gehabt haben konnte.“

„Ja!“

„Daß Sie dann noch einen Antrag des Herrn Schrönghammer angenommen hatten, ist wohl auf die gleichen Motive zurückzuführen. Dies geschah wohl erst nach der Fahrt zu Ernst Peruz' Wohnung und nach jener Auseinandersetzung im Garten?“

„Ja! Und weil es für uns beide, Ernst und mich, doch keine Hoffnungen mehr geben konnte!“

So hatte der Kommissär aus Martha Holländer alles entlockt, was er zu wissen begehrt hatte; sie war ja gebrochen, da sie gehört hatte, daß er selbst gestanden hatte, was sonst ihre Lippen nie verraten hätten. An jene Möglichkeit, daß er alle diese Zugeständnisse gemacht haben konnte und die Tat selbst dennoch in Abrede stellte, dachte sie nicht.

„Sie sind also der Ansicht, daß zwischen Ernst Peruz und Bernhard Holländer heftige Worte gefallen sein mußten, die Ernst Peruz zu einer solchen Tat hingerissen hatten?“

„Er wußte nicht, was er tat.“

„Sie glauben also, daß er durch vielleicht scharfe Reden wie bestimmungslos geworden war und in diesem Zustande das getan hatte, was er bei einer ruhigen Ueberlegung nie getan hätte?“

„Ja!“

Mit diesem Erfolg war dann der Kommissär zufrieden gewesen. Ein solcher war genügend, die Akten noch am gleichen Tage dem Untersuchungsrichter hinüberzuleiten, so daß eine baldige Klagestellung und Verhandlung schon in sehr kurzer Zeit erwartet werden dürfte. Und er hatte sich dann von Martha Holländer verabschiedet, ohne es ihr aber zu verraten, daß Ernst Peruz trotz allen Zugeständnissen die Tat selbst in Abrede gestellt hatte und das Arbeitszimmer verlassen haben wollte, ohne jenen todbringenden Schlag geführt zu haben.

Diese war dann in einen Stuhl zurückgesunken. So waren alle ihre Opfer vergebens gewesen. Sie konnte ihn nicht retten, daß er vor den Augen aller Neugierigen als ein Angeklagter sitzen würde und daß die Finger auf ihn zeigten und die Stimmen dabei in befriedigter Sensationslust zischelten: dieser dort hat ihn erschlagen! Umsonst! Er hatte selbst kein Opfer gewollt!

Da war abermals das Mädchen erschienen und übergab die eingelaufene Post. Verschiedene Briefe waren es. Langsam hatte sie das erste Kuvert aufgerissen. Und sie starrte auf die Zeilen wie auf ein Schreckensgeheimnis. Sie las den ersten eingelaufenen Glückwunsch zu der Verlobung!

Daran wurde sie jetzt erst wieder erinnert! Auch damit hatte sie den unerhittlichen Lauf des Schicksals nicht hemmen können. Und sie war nun die Verlobte eines Mannes, den sie nicht liebte, sie war es geworden, weil sie einen andern geliebt hatte, den sie in einem Wahne retten zu können geglaubt hatte. Wie aber würde Ernst Peruz über sie urteilen, wenn er diese Wendung erfahren würde. Mühte er ihr nicht fluchen, durch die er unglücklich geworden war und die so rasch einem andern gehört hatte? Würde er ihr Tug verzeihen können? Und sie verhällte ihr Gesicht mit beiden Händen.

12.

Darunter hatte Martha Holländer am schwersten zu tragen, daß sie für Ernst Peruz alle Opfer vergebens gebracht hatte. Sie hatte ihm keine Hilfe bringen können! Aber damit waren neue Bedenken gekommen, die sie ebenso schwer quälten. Sie wußte nun, daß Ernst Peruz in der Einsamkeit einer Zelle im Untersuchungsgefängnis schmachtete, daß ihm dort die Gewissensqualen mit gesteigerter Eindringlichkeit verfolgen mußten und daß sie ihm jetzt nicht ein einziges Wort übermitteln konnte.

Wie viel leichter würde er sich wohl fühlen, wenn er wüßte, daß sie ihm die Tat, kaum daß sie geschehen war, schon verziehen hatte? Sie durfte nicht! Sie war nun die Braut eines andern!

An diesem Tage war sie noch manchmal erinnert worden. In sehr höflichen Schreiben war ihr Glück zu diesem Schritte gewünscht worden, und in manchen war der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß dieser Entschluß sie für den herb'n Verlust, den sie erlitten hatte, entschädigen möge.

Konnte das je geschehen? An diese Frage dachte Martha Holländer gar nicht denken, denn ein Gefühl unendlicher Schwermut folgte stets darauf. Und in dieser Stimmung wurde dann

immer eine Frage laut, vor der sie sich zu fürchten begann: Hatte sie recht gehandelt, als sie die Verlobte des ungeliebten Mannes geworden war? Wohl hatte er von ihr keine Liebe gefordert. Ihrer Pflicht aber wollte sie für alle Zeit treu bleiben. Und dennoch! Stets drängten sich wie Schattengesalten Bedenken auf. Ihr Herz hatte einem andern gehört. Wäre es nicht ihre Pflicht gewesen, mit diesem selbst jede Schmach zu teilen? Wie wenig sie den Lauf des Schicksals hatte hemmen können, das hatte sie erfahren müssen. Die Opfer, die sie darzubringen gewohnt hatte, waren erfolglos gewesen und nur das eine war geblieben, daß sie einem ungeliebten Manne angehören sollte.

Die Anwesenheit Hans Schrönghammers war für sie meist eine mit Bedenken und Furcht erfüllte Zeit; nur für das eine war sie ihm dankbar, daß er nie von dem Toten und nie von dem als Täter verhafteten Ernst Peruz sprach. War oftmals schien es ihr, als ahnte er den Zusammenhang der Ereignisse, als wolle er sie selbst vor einer Demütigung bewahren.

Nur damit glaubte sie erklären zu können, daß er jedes Gespräch vermied, das sich auf jene Schreckensstat beziehen könnte. Anders vermochte sie dies nicht zu verstehen, und dafür schätzte sie ihn. Sie hielt es für einen Partisan. Doch damit wurde ihr eigenes Benehmen nur umso ungerechtfertigter, da sie in sich die Ueberzeugung trug, daß sie, trotzdem niemals eine Liebe für einen andern empfunden konnte. Tat sie also recht? War sie nicht auf einen falschen Weg geraten, als sie jener ersten Regung gehorcht hatte, Ernst Peruz retten zu wollen, um gleichzeitig eine vermeintliche Schuld durch eine Aufopferung in einer Pflicht sühnen zu wollen, um so eine Liebe zu vergessen, auf der sie eine Schuld lastend wähnte? Aber nie hatte sie eine Antwort darauf finden können.

Ihr Erstaunen aber wuchs, als an einem der nächsten Tage das Mädchen die Karte eines Besuchers abgab, auf der ein Name stand, der ihr sehr bekannt klang. Ludwig Peruz, Pfarrer von Sankt Michael.

Sie wußte, daß Ernst Peruz einen Bruder hatte, von dem er ihr schon so manches erzählt hatte. Was aber suchte dieser bei ihr? Sie ließ ihn eintreten.

Der Pfarrer hatte den Wunsch seines Bruders erfüllt, so rasch sich ihm eine Möglichkeit dazu bot. Schon allein das Verlangen, jenes Mädchen kennen zu lernen, von der sich Ernst sein Glück erhoffte, hatte ihn in sehr kurzer Zeit nach dem Hause Bernhard Holländers getrieben. Er wollte ihr davon erzählen, wie sie vertrauen sollte, um über diese Heimsuchung hinwegzukommen. Wie mochte sie sein? Jung? Schön?

Und nicht gänzlich frei von einem Herzklopfen war er in das Zimmer eingetreten, in dem er erwartet wurde. Die Blicke waren sich begegnet. Dabei hatte der Pfarrer das Gefühl, als müßte er diese zierliche Gestalt in der schwarzen Trauerkleidung, die deren Anblick noch schmaler und jünger erscheinen ließ, schon einmal gesehen haben. Nur an das Wo konnte er sich nicht mehr erinnern.

Sie bot ihm einen Stuhl. Der Pfarrer kämpfte mit etwas beklemmender Verlegenheit, da er vollständig im Unklaren war, wie er mit der vornehmen, sehr diskret auftretenden Martha Holländer zu sprechen beginnen sollte.

„Sie — werden meinen Namen ja schon kennen, wenigstens den meines Bruders Ernst.“

Sie nickte.

Wegen diesen Mann mit den braunen, großen Augen, die mit unendlicher Güte auf sie schauten, hatte Martha Holländer sofort Vertrauen empfunden. Die Augen waren ja die gleichen wie die seines Bruders, in die sie mit soviel Liebe geschaut hatte.

„Schon durch ihn selbst habe ich Ihren Namen gehört.“

„Aber in einer glücklichen Zeit.“

Dazu hatte Martha Holländer nur gewinkt.

Da ein Schweigen drohte, so suchte der Pfarrer den Weg zu einem Verständnisse anzubahnen: „Ich habe ihn besucht.“

(Fortsetzung folgt.)